Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 55. Bromberg, den 13. Juli 1923.

Das Glück der Gladys Petersen.

Roman von Friede Birkner.

(15. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Gladys hatte viel von ihrer Frische und Selbstverständlichkeit verloren. Der Kampf war zu schwer. Auf der einen Seite stand ein großes, strahlendes Glück — und auf der anderen Seite klammerte sich das Pflichtbewußtsein, die Selbstanklage an sie fest. Denn bitter klagte sie sich an, daß es Stunden gab, da sie vom Schicksal erflehte, daß sie frei sein und sich in die Arme Rainers flüchten könne. So streng sie auch über sich selbst zu Gericht saß, immer wieder kam der Wunsch in ihr auf, frei zu sein, unterstützt von der Angst, die sie um das Leben Rainers hatte seit der Duellaffäre.

Ive Kuhl hatte seinen Posten nicht verlassen und beobachtet, daß Egon, während die Kisten in die Tresorkabine gebracht wurden, den bewußten Koffer geholt und ihn mit in die Kabine gestellt hatte. Nachdem alle Kisten in der Kabine waren, schickte Egon alle Kulis und Matrosen fort aus seiner Nähe. Ive Kuhl lag hinter einer Teppichrolle, unbemerkt von Egon, und da durch den Luftschacht ein Streifchen Sonne herunter kam, der die Tresortür grell beleuchtete, so war es ihm möglich, ganz genau zu sehen, wie die Tür geschlossen wurde.

Ive paßte genau auf, in welcher Weise Egon die Tür zuschloß. Den Schlüssel hing er an einen Schlüsselring, den er aus der Tasche nahm. Ive konnte genau sehen, daß an dem Ring drei oder vier ebenso geformte Schlüssel hingen. Als wolle er es Ive noch extra gut zeigen, legte Egon die Schlüssel dicht aufeinander und prüfte, ob auch einer so gefeilt sei wie der andere. Sie stimmten auf den Millimeter überein.

Nun ging Egon nach oben. Ive kroch mit steifen, eingeschlafenen Gliedern aus seinem Versteck hervor und folgte Egon so schnell wie möglich.

Dieser stand oben und unterhielt sich in liebenswürdigster Weise mit dem Fürsten, dessen Braut, Madame Athenais, stand ein wenig entfernt und scherzte und lachte mit Gonny.

Ive versuchte es lange, möglichst unauffällig Gonnys Blicke auf sich zu lenken, vergebens. Der schreckliche Junge küßte einen der niedlichen Finger Madames nach dem andern, so in seine nützliche Beschäftigung vertieft, daß er weder die nervösen, verstohlenen Seitenblicke des Fürsten sah, noch aufmerksam wurde auf Ive Kuhl. Und so griff Ive endlich zu einem Gewaltmittel.

Er ging auf Gonny zu und fiel direkt neben ihm mit hörbarer Wucht der Länge nach hin.

„Hallo, Ive Kuhl, was machen Sie denn da?"

„Hingefallen, Jungherr!"

„Das sehe ich. Nun stehen Sie man wieder auf."

„Das möcht' ich ja all gern, aber ich schein mich da bannig was verknaxt zu haben."

„Machen Sie keine Witze. Kommen Sie, ich helfe Ihnen hoch."

„Wenn mich der Jungherr man nur bis dort an die Treppe führen möchte."

„Na denn los, Alter. Verzeihen Sie einen Augenblick, gnädige Frau. So, Ive — stützen Sie sich mal feste auf mich — ho — hupp. So, da stehen Sie und nun kommen Sie."

Kaum waren sie einen Schritt gegangen, da sagte Ive hastig:

„Petersen nicht aus den Augen lassen. Von dem Schlüsselbund in seiner Westentasche müssen wir unter allen Umständen einen Schlüssel haben. Ich gehe jetzt in Ihre Kabine und warte auf Bescheid."

„Gut, aber ich kann Sie doch mit Ihrem verknaxten Bein nicht allein lassen."

„Ist ja nicht verknaxt, war ja nur ein Trick." Und fröhlich sprang Ive die Treppe hinunter. Erst sah Gonny ihm verblüfft nach, doch dann erholte er sich von seinem Staunen und mußte nun nachdenken. Was tun? Wie kam er zu dem Schlüssel? Na — man Gottvertrauen, die Sache würde schon gehen!

Es war Zeit, um sich zum Souper umzukleiden. Egon verabschiedete sich vom Fürsten und ging nach seiner Kabine. Nach ein paar Minuten folgte Gonny ihm und klopfte an seiner Tür.

„Herein!"

„Ich bin's, Egon."

„Was verschafft mir die Ehre?"

Gonny hatte mit Luchsaugen entdeckt, daß der bewußte Schlüsselbund auf dem Tisch lag. Egon stand schon in Hemdärmeln da, um sich umzukleiden.

„Du, Egon, mir ist so entsetzlich mies, hast du nicht ein paar von den Pillen, die der Doktor dir beim letzten Seegang gegeben hat?"

„Ich glaube, es sind noch einige da."

Egon ging an seinen Nachttisch und kramte nach der Pillenschachtel. Indessen nahm Gonny ein Jackett Egons und warf es auf den Schlüsselbund.

„So, da hast du die Pillen."

„Wieviel?"

„Vier."

„In Wasser?"

„Ja."

„Gib mir bitte einen Schluck."

Um Platz für das Wasserglas zu schaffen, legte Gonny diensteifrig das Jackett auf einen Sessel, doch so, daß er den Schlüsselbund mitfaßte, und setzte sich darauf.

„Danke Dir. Stört es dich, wennn ich noch ein wenig hier sitzen bleibe?"

„Durchaus nicht."

„Was suchst du denn?"

„Einen Schlüsselbund."

„Der steckt doch dort in der Schranktür."

„Nein, einen anderen meine ich."

„So einen kleinen?"

„Ja."

„Na, den hast du doch vorhin dort in die Schublade eingeschlossen, Menschenskind, bist du zerfahren. Fehlt dir etwas?"

Egon nahm sich mühsam zusammen. Er wußte ja faktisch nicht mehr, was er tat.

„Den hab' ich schon eingeschlossen? Dann ist es ja gut. Ich bin heute ein wenig nervös."

„Das ist doch verständlich."

„Wieso?"

„Mein Gott, das ist doch keine Kleinigkeit, solche Verantwortung mit den Goldkisten."

„Ja — allerdings."

„Du, eile dich, das dritte Gongzeichen."

„Ich bin eben fertig. Und du? Gehst du nicht mit zum Diner?"

„Brr! Ich kann nicht an Essen denken. Kann ich hier noch ein Weilchen sitzen bleiben, bis drüben Bobby aus der Kabine 'raus ist? Der hänselt mich sonst."

„Natürlich, solange du willst."

Egon sah sich noch einmal um, ob er auch alle Sachen in die Schränke geräumt hatte, und ging dann nervös eilig hinaus.

Kaum war er draußen, so stand Gonny auf, nahm das Jackett hoch und hing es erst fein säuberlich über die Stuhllehne.

„Ein bißchen zerdrückt, na, das macht nichts, soll er es sich von seinem Sündengeld aufbügeln lassen, der Herr Exdirektor. So — nun nehmen wir uns den Schlüssel, nach dem unser Herz begehrt, und legen den Schlüsselbund in die Schublade. Der weiß nach dem Souper doch nicht mehr, ob er vorher zugeschlossen hat. Und sollte er merken, daß ihm ein Schlüssel fehlt, ja, dann muß eben die Bombe eher platzen."

Gonny ging nun nach seiner Kabine, und da er Hunger verspürte und die genossenen Pillen sicher zur Hebung des Appetits gut waren, so blieb ihm nichts anderes übrig, als vorläufig den Riemen enger zu schnallen.

Nach dem Souper fand Rainer Gonny in seiner Kabine.

„Ich hörte eben, daß du nicht wohl seist, armer Junge."

„Quatsch! Hol mir schnell was zu essen."

„Ich denke aber . . ."

„Denke lieber nicht, sondern hol' mir was zu essen. Was hat es denn eigentlich heute abend gegeben?"

„Klare Fleischbrühe in Tassen, Ragout fin, in Muscheln gebacken, Kalbskoteletten mit Spargel, Käsegebäck."

„Junge, Junge, das geht wie am Schnürchen. Jedenfalls schaffe mir was zu essen."

„Erkläre mir nur, warum du nicht zum Souper gekommen bist."

„Was zu eeeeessen", quiekte Gonny wie ein ungezogenes Baby.

Rainer rannte wütend davon und kam mit einem Steward wieder, der Gonny einen kalten Imbiß servierte.

Wortlos sah Rainer zu, wie Gonny nun mit dem breitesten Behagen aß.

„Willst du immer noch nicht sagen, warum du nicht beim Souper warst?"

„Ich mußte eben mal eilig stehlen."

„Stehlen?"

„Hm."

„Was denn?"

„Einen Schlüssel."

„Was für einen Schlüssel?"

„Einen netten, neuen, blanken Schlüssel."

„Gonny, bist du wahnsinnig? Wie kann man so etwas tun? Und wozu?"

„Wie man so etwas kann? Man geht, nimmt, hat und geht wieder, furchtbar einfache Sache".

„Gonny!"

„Mit Ausrufungszeichen? Junge, seit du verliebt bist — ist dir dein bißchen Humor zum Teufel gegangen. Ich hab' für dich und Gladys ge — — gemaust klingt besser, man kann auch sagen: geliehen, das klingt am nettesten."

„Für mich und Gladys?"

„Ja, den Tresorschlüssel."

„Welchen Schlüssel?"

„Du, mit dir kann man aber auch manchmal Wände einrennen. Natürlich den Schlüssel zur Tresorkabine."

„Gonny, Herzensjunge!"

„Na endlich! Die Nacht weicht langsam aus dem Tal. Was nützt uns denn all unser Wissen, wenn Egon die Höllenmaschine in der Tresorkabine aufstellt, und wir können doch nicht dazu. Dann adieu, „Kurfürst"! Und es wäre doch schade, wenn man Egon um die aufregenden Momente bringen würde, wenn er auf die Explosion wartet."

„Lieber, lieber Gonny, das hast du ja so fein ausgeklügelt."

„Ich nicht, das war Ive Kuhls Idee."

Er berichtete Rainer nun von Ives Beobachtungen und von seinem Diebstahl.

„Wenn er nun aber den Verlust merkt?"

„Wir müssen eben va banque spielen. Ohne Schlüssel wäre die Gefahr zu groß, ihn handeln zu lassen."

„Glaubst du, daß ich noch am ganzen Körper zittere, wenn ich an das denke, was ich heute morgen belauscht habe?"

„Verliebte haben alle schwache Nerven."

„Spotte nur, dich wird es auch einmal erwischen." — —

In Sansibar gab es „Großwasser", dem Ausspruch Gonnys zufolge, denn bei dem Abschied zwischen Gladys und ihren beiden Schützlingen gab es viele Tränen.

Lena Rot beherrschte sich noch am meisten und tröstete Gladys von neuem.

„Liebes Fräulein Rot, es tut mir ja so wehe, daß Sie beide mich jetzt verlassen. Nun habe ich keine Frauenseele mehr an Bord, die mit mir fühlt."

„Madame bleibt doch bis zum Schluß auf dem „Kurfürst"."

„Oh, seit Madame glückliche Braut ist, hat sie nur noch für den Fürsten Interesse. Und das ist ja auch so verständlich."

„Wie wäre es denn mit Frau Laura?" fragte Lena Rot mit einem Versuch zum Scherzen.

Müde lächelnd schüttelte Gladys den Kopf.

„Alle anderen wissen ja nicht, was in mir Schweres und Trübes lebt."

„Liebe Frau Gladys, wie oft soll ich Ihnen denn noch sagen, daß ich es ganz bestimmt fühle, daß sich alles für Sie noch zum Guten wendet, daß noch ein großes, schönes Glück auf Sie wartet?"

Resigniert seufzte Gladys auf.

„Sie müssen sich zusammennehmen, Frau Gladys. All Ihre reizende Frische, Ihr kühles Selbstbewußtsein ist dahin. Folgen Sie Herrn Asmus, der Sie wieder und wieder zur Lustigkeit, zum Frohsinn auffordert. Haben Sie doch nur ein wenig Gottvertrauen!"

„Liebste, Ihre Standpauken und Strafpredigten werden mir fehlen."

„Wenn es nur das ist, dann werde ich Herrn Asmus einige einlernen, der wird es am Ende noch besser machen."

„Der liebe Gonny, der ist noch mein einziger Trost."

„Na, sehen Sie, nun lächeln Sie doch wenigstens ein wenig. Mir selber ist es ja auch so bitterweh ums Herz. Noch ein paar Stunden, und ich sehe Sie nicht mehr. Wer weiß, ob wir Sie im Leben überhaupt noch einmal sehen."

„Das hoffe ich bestimmt. Herr Kraft erzählte mir, daß er nur noch für fünf Jahre die Absicht habe, hier unten zu bleiben. Er will dann mit seiner Familie ganz nach Deutschland übersiedeln. Und er sprach die Hoffnung aus, daß Sie beide dann noch in seinen Diensten seien."

„Was an uns liegt, nur zu gern. Denn wir zwei alten Mädchen sind zu glücklich, daß wir so eine gute und reichlich bezahlte Stellung gefunden haben."

In Sansibar verließen mit den beiden Lehrerinnen auch alle anderen Passagiere, bis auf den kleinen Stamm, den „Kurfürst". Auch alle Zwischendecker, die noch an Bord gewesen, die Passagiere der zweiten Klasse, alles verließ den „Kurfürst".

Gladys stand weinend an der Reeling und winkte den letzten Gruß hinunter. Gonny, der neben ihr stand, hatte seinen Arm um ihre Schultern gelegt und versuchte, durch allerhand Unsinn die dumme Abschiedsstimmung zu verscheuchen.

„Adio, Lenchen, bleib' mir treu, betrüg' mich nicht mit einem Kannibalen!" rief er neckend.

Lachend winkte Lena Rot, der auch die dicken Tränen aus den Augen kollerten, zurück.

„Hannchen, können Sie auch noch das Einmaleins? Sie wissen doch: Zweimalzwei ist fünf!"

„Vier!" rief Hanna Hars noch hinauf.

„Fünf! Sie sind imstande und stellen in Afrika neue Regeln auf."

Immer entfernter waren die Mädchen mit Großkaufmann Kraft, der auch immer und immer wieder ein herzliches „Auf Wiedersehen" heraufrief.

„Auf Wiedersehen in fünf Jahren!" brüllte Gonny mit aller Kraftanstrengung noch nach. Begeistert winkten die drei zurück. Da sahen sie in einiger Entfernung Egon stehen, der mit starrem Blick den Passagieren nachsah. Die Muskeln an seinen Backenknochen spielten, so daß man sah, daß er in unterdrückter Erregung die Zähne aufeinanderbiß.

„Gonny, sieh doch, wie eigenartig Egon aussieht!" flüsterte Gladys leise.

Gonny sah mit einem kalten, prüfenden Blick nach Egon hin und führte Gladys nach der anderen Seite.

„Laß ihn und mache dir über Egons Aussehen keine Gedanken. Er hat wahrscheinlich schlechte Laune."

Er unterhielt Gladys mit Bobbys Hilfe nun so lebhaft, daß sie bald ein wenig über den Abschiedsschmerz hinwegkam.

Am Abend desselben Tages ließ Egon sich beim Kapitän melden. Sonderbar fahrig und unruhig war er in seiner Art, und den alten Herrn machte es etwas nervös, daß Egon nicht eine Sekunde still saß.

„Herr Kapitän ich hab' da heut' auf der Karte gesehen, daß wir ganz dicht an der Aldabra-Insel vorbeikamen. Ich möchte einen Vorschlag machen, der ja jetzt weiter keine Schwierigkeiten macht, da nur noch die paar Passagiere an Bord sind."

„Bitte, Herr Direktor."

„Ich habe gehört, daß die Aldabra-Inseln sehr interessant sein sollen, wegen der vielen Schildkröten, die dort hausen. Wie wäre es, wenn wir alle uns die Geschichte einmal ansehen würden?"

„Wenn es Ihr Wunsch ist, selbstverständlich, Herr Direktor." sagte der Kapitän, ein wenig verwundert.

„Ja, dann wollen wir die Mannschaft auch beurlauben, daß sie mit an Land können."

„Ob das so einfach geht, weiß ich nicht."

„Warum nicht?"

„Erstens kann ich nur eine gewisse Anzahl der Mannschaft beurlauben, denn ich kann das Schiff doch nicht ohne Besatzung lassen — außerdem läuft doch die Arbeit im Kesselraum weiter, denn wir wollen doch nicht lange vor der Aldabra-Insel vor Anker gehen?"

„Ein halber Tag wird genügen."

„Liegt bei Ihnen eine besondere Veranlassung vor, daß Sie den Leuten Urlaub bewilligen wollen?"

„Sie erraten es. Ich habe vor, ein Fest an Land zu geben. Unter uns — es ist ein intimer Festtag, den ich feiern möchte. Aber sprechen Sie bitte nicht darüber. Ja — und? Ja? Sagen Sie, was ich noch fragen wollte, wieviel Mannschaft Besatzung müssen denn an Bord bleiben?"

Ungefähr fünfzehn Mann Maschinisten und ich — oder an meiner Stelle Oberleutnant Westdorf."

„Das muß sein?"

„Ja." Verwundert schüttelte Hartmann den Kopf.

„Dann bitte ich Sie, daß Sie sich hier an Bord von Herrn Oberleutnant vertreten lassen und mit an Land gehen."

„Gern, wenn Ihnen daran gelegen ist."

„Sehr, mehr als Sie denken."

„Sehr schmeichelhaft."

„Fünfzehn Menschen, sagen Sie, müssen an Bord bleiben? Das ist so viel." Egon preßte die Fäuste in die Augenhöhlen.

„Herr Direktor, ich verstehe Sie nicht. Das sind doch durchaus nicht zu viel. Soviel Mann muß ich an Bord lassen."

„Wenn ich aber verlange, daß alle an Land gehen?"

„Dann muß ich Ihnen sagen, daß das gegen Seegesetz und Vernunft ginge, und daß ich als einziger hier zu bestimmen habe. Ich muß Ihnen gestehen, daß mir Ihre Art und Weise ganz unverständlich ist."

„Was? — Wie? — Was reden Sie da?"

„Ich muß Ihr Ansinnen ablehnen."

„Welches Ansinnen?"

„Herr Direktor!" Hartmann hatte mit lauter Stimme gerufen und sah Egon nun sprachlos an.

Wie erwachend strich sich dieser über die Stirn.

„Verzeihen Sie — ich weiß jetzt manchmal nicht, was ich rede. Ich bin rasend nervös, schlafe seit Tagen so viel wie gar nicht."

„Sie sehen auch sehr schlecht aus."

„Fühle mich auch ganz miserabel."

„Wollen Sie nicht den Arzt konsultieren? Vielleicht ist ein Fieber im Anzuge."

„Nein, nein, keinen Arzt. Es bleibt also bei unserer Partie. Die Abwechslung wird mir gut tun. Sie geben also so viel wie möglich Mannschaft Urlaub."

„Ganz nach Ihrem Wunsch."

Nachdem Egon gegangen war, sah ihm Hartmann noch eine Weile kopfschüttelnd nach.

„Der Mann ist ja krank, hat Fieber oder sonst etwas." —

Zwischen dem „Kurfürst" und dem englischen Dampfer wurden zwei Funkentelegramme gewechselt. Der englische Polizeichef ließ funken:

„Words und Hull verhaftet. Folge in besprochenem Abstand. Adresse: Oberleutnant Westdorf."

Das Antworttelegramm lautete:

„Hier alles nach Wunsch. Bitte erst nach Funkenanruf in Sicht kommen Kurs Aldabra-Insel. Westdorf."

Niemand als Westdorf erfuhr von diesen Funksprüchen.

Beim Diner verkündete der Kapitän von dem Ausflug an Land, den Herr Direktor Petersen veranlaßt habe. Die Idee fand stürmischen Beifall. Nur Gonny starrte einen Moment nach Egon hin, dann ging ein Schauer über seinen ganzen Körper, so stark, daß ihm das Besteck klirrend auf den Teller fiel.

„Hallo, old boy, Nerven?"

„Bobby, alter Junge, ich hatte eben das Gefühl, als hätte ich eine scheußliche Kreuzspinne verschluckt."

„Brr! 'ne Auster wäre mir lieber. Sag' mal, du machst ja so ein blödsinnig ernstes Gesicht?"

„Das fällt wohl auf?"

„Und wie. Hast du Sehnsucht nach deinem Lenchen?"

„Nee, laß mein Junge, mir ist heut' nicht lächerlich zumute."

„Schade. Guck mal, wie nett Eduard das macht."

Gonny sah auf sein Gegenüber, und schon blitzte ihm der Schalk in den Augen auf.

„Hoppla, Herr Reichel, das ist aber gut, daß Sie nicht im Speisewagen sitzen."

„Ach, warum denn?"

„Wenn jetzt eine Kurve gekommen wäre, dann hätten Sie sich den Mund bis an die Ohren aufgeschnitten."

„Na, da machen Sie sich nur keine Sorgen, in sowas da bin ich sehr geschickt." Und brav aß Eduard mit dem Messer weiter.

Gladys hatte die ganze Mahlzeit über ihren Mann beobachtet. Er hatte jeden Gang vorübergehen lassen und nur sehr hastig und viel getrunken.

„Fühlst du dich gar nicht wohl, Egon?"

Er fuhr aus seinem Sinnen auf.

„Warum?"

„Weil du gar nicht ißt?"

„Ich habe keinen Appetit."

„Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus", sagte Gonny wie für sich selbst.

„Was soll diese Bemerkung?" fuhr Egon ihn an.

„Mein Gott, ich meine, in dem einförmigen Dampferleben ist doch eine Partie an Land ein Ereignis. Du hast dich eben ein wenig überfreut."

Nun wurde eifrig über den Ausflug debattiert.

„Schildkröten leben da?"

„Ja, die größten, die es gibt", sagte Rainer.

Lächelnd fragte Mister Ko-Kam-Li:

„Wäre es wohl möglich, daß man eine lebende Schildkröte dort kaufen kann?"

„Nanu, Mister Ko-Kam-Li, wollen Sie zu Haus ein Aquarium einrichten?"

„Nein, aber ich liebe alle stummen Tiere, sie sind mir angenehm", sagte der Chinese in seiner monotonen Art. „Wird es möglich sein, daß ich sie mit nach Europa nehmen kann, Herr Kapitän?"

„Das läßt sich sicher einrichten. Wir müssen sie dann in der Nähe des Heizraumes plazieren, sonst erfriert sie Ihnen"

„Gut, ich werde dafür zahlen."

„Verrückt!"

„Was sagten Sie, Herr Reichel?"

„Nischt. Nee, ich hab' gar nischt gesagt."

„Sie folgen wohl jeder Ihrer Launen und Wünsche?" Madame sah den häßlichen Chinesen ganz zaghaft an.

„Der chinesische Mann kennt keine unerfüllten Wünsche. Kann er sich einen Wunsch nicht erfüllen, dann hegt er ihn nicht mehr. Das ist Sache der Frau, unerfüllte Wünsche zu haben."

Es wirkte eigenartig abstoßend, wie der Chinese mit halbgeschlossenen Augen ganz monoton diese These aufstellte.

„Gibt es bei Ihnen in China richtige Frauenrechtlerinnen? Die Frau hat doch in China eine sehr untergeordnete Stellung?" Gladys sah interessiert in das gelbe, ausdruckslose Gesicht.

„Oh doch, es gibt Frauenrechtlerinnen. Aber sie werden von den Frauen angefeindet und von den Männern ausgelacht." Unangenehm kalt klangen diese Worte.

„Sagen Sie mal, Herr Ko-Kam-Li, ist es wahr, daß bei Ihnen in China alle kleinen Mädchen ersäuft werden?" fragte Laura wißbegierig.

Ein leichtes, amüsiertes Lächeln lag um die Lippen des Chinesen.

„Dann würde es bei uns ja keine Mütter geben."

„Na sähn Se. Was da nur immer für Blödsinn erzählt wird, nich wahr? Aber das mit de kleinen Füße, das tut doch stimmen?" fragte Laura weiter.

„Das wohl."

„Aber warum denn?"

„Althergebrachte Sitte, gnädige Frau."

„Welches Motiv liegt dieser Sitte eigentlich zugrunde, Mister Ko-Kam-Li?" fragte Bobby.

„Ein Motiv, das Sie als Amerikaner wohl kaum verstehen werden, lieber Mister Fleeg. Durch die Verkrüppelung der Füße wird die Frau gewissermaßen hilflos — unselbständig. Und die hilflose Frau liebt der Chinese leidenschaftlich."

„Oha — Mister Ko-Kam-Li, mir ist ein smartes Girl, das einen famosen Tennismatch bewältigt, entschieden lieber."

„China ist nicht Amerika."

„Und warum leben Sie bei uns in Deutschland?"

„Um Sehnsucht nach China zu bekommen", gab Mister Ko-Kam-Li mit einem eigentümlich schmerzlichen Zug um den Mund zur Antwort.

„Das ist mir unbegreiflich."

„Ein Deutscher kann auch niemals einen Chinesen begreifen. Die Wesen sind sich viel zu fremd."

(Fortsetzung folgt.)

Von der alten Schmierenbühne.

Wer erinnert sich heute noch der Wanderkomödianten, die früher in Deutschland herumzogen und im eintönigen Leben der kleinen Städtchen und Dörfer ein Ereignis bedeuteten, das weit wichtiger war als die hohe Politik? Längst sind die letzten Ueberreste dieser Zunft verschwunden, nur seit das Kino auch in die entlegensten Winkel vorgedrungen ist, hat das auch dort schon verwöhnte Publikum an den bescheidenen Darbietungen des fahrenden Volkes keinen Gefallen mehr. Um 1800 aber waren die Wanderkomödianten noch recht lebendig und gern gesehene Gäste.

Ganz Ergötzliches erzählt davon der alte Hannoveraner A. L. F. Schaumann in seinen Lebenserinnerungen, die er nach mancherlei „Kreuz- und Querzügen“ (F. A. Brockhaus 1922) in Deutschland, Holland, und als Kriegskommissar der deutsch-englischen Legion in Spanien und Portugal niederschrieb. Darin erzählt er auch, wie er als junger Fähnrich in ein hannöversches Dorf kam, in dem gerade eine Komödiantengruppe eingekehrt war und in einer großen Scheune ihre Bühne aufgeschlagen hatte. Die Schauspieler waren eine merkwürdige, bunt zusammengewürfelte Schar: relegierte Studenten, verdorbene Kammerjungfern und andere, die ein abenteuerliches Leben einem geregelten Beruf vorzogen, oder irgendwie Schiffbruch erlitten hatten. Für ihre Kostüme sorgten sie erst an Ort und Stelle, indem sie sich bei den Honoratioren des Ortes, wo sie gerade spielten, die zum Stück erforderliche Garderobe ausliehen. Phantasie- und Nationalkostüme fertigte ein fixer Kerl an, ein buckliger Allerweltsmensch, der mit Papier, Farben und einem Kleistertopf nicht nur Prinzen, Götter und Feegewänder hervorzauberte, sondern auch in kürzester Zeit die Dekoration für Paläste, Grotten usw. herstellte. Für die Reklame sorgte der tüchtige Direktor, der in einem an die Dorflinde geklebten Komödienzettel zu dem noch nie gesehenen deutschen Schauspiel „Das blutige oder mutige Pegu“ von dem weltberühmten Theaterdichter zu Wien, Herrn E. Schikaneder, einlud. Das war der richtige Mann für die Wanderbühne. Seine Ausstattungskünste konnten den Direktor nicht schrecken, an Phantasie fehlte es dem schaulustigen Publikum nicht und willig stellte es sich in den windigen Schauspielern Prinzen, Ritter, Feen, Zauberer vor und die alte Scheune verwandelte sich ihm in Paläste, Felsengrotten, Gärten und Tempel, mit allen möglichen Beleuchtungseffekten.

Bares Geld gaben die Bauern schon damals ungern her, lieber zahlten sie den Eintritt in Viktualien, in die der geschäftstüchtige Direktor die Eintrittspreise bereits umgerechnet hatte. Für den ersten Platz verlangte er 6 Groschen oder eine dicke Wurst, ein Stück Butter, ¼ Speck oder ¼ Mäß Kartoffeln, für den 3. Platz begnügte er sich mit einem Groschen oder 6 Eiern, ein paar Käse, zwei sauren Milchklumpen und einer Schale dicker Milch. Auch in seinem Gesuch an den Grafen um Spielerlaubnis spielen Lebensmittel eine große Rolle. Er bat um Gemüse, Kartoffeln, Mehl, Butter, Bier, „Prandtenwein“ und außerdem um „illuminasche“ und einige abgelegte Kleider, da seine Garderobe schon „abgerissen“ sei.

War die Zeit der Vorstellung gekommen, dann strömte das ganze Dorf, reich und arm, jung und alt in den improvisierten Kunsttempel, die Honoratioren ließen sich ihre eigenen Stühle nachtragen, auch der dicke General kam angewackelt. Dann saßen sie alle dichtgedrängt in der heißen Scheune und folgten dem Schauspiel mit einer naiven Teilnahme, um die die heutigen Schauspieler ihre damaligen Kollegen von der Zunft beneiden könnten. Noch lange blieb das Schauspiel der Gesprächsstoff des Dörfchens und manche Bauernmagd träumte von Prinzen, Rittern und guten Feen. — Es war einmal.

Vom Erröten.

Darwin bezeichnet das Erröten als „eine feinfühlige Rücksichtnahme auf die Meinung der anderen, hauptsächlich in Beziehung auf unsere persönliche Erscheinung, die besonders im Gesicht zutage tritt“. Ein spanisches Sprichwort sagt: „Wie kann man dem trauen, der nicht erröten kann?“ Und die Wissenschaft will herausbekommen haben, daß Gewohnheitsverbrecher und Geisteskranke niemals erröten. Sieht so gelehrte Forschung in der Blutwelle, die die Wange durchpulst und ein höheres Rot hervorruft, das Zeichen eines feinen und zarten Empfindens, so haben die Dichter diesen „Zauber der Rosenwangen“ als ein Sinnbild weiblicher Keuschheit und züchtiger Unschuld gefeiert. Heutzutage empfindet das junge Mädchen das häufige Rotwerden als lästig, weil sie damit ihre Verlegenheit und innere Erregung verrät und im Lebenskampf sich als der schwächere, leicht zu überwindende Teil offenbart. „Das Erröten ist eine außerordentlich interessante Erscheinung“, sagt der englische Psychologe January Mortimer. „Es ist das Zeichen einer organischen Erschütterung.“ Ein Gedanke oder ein Blick genügen, um ein plötzliches rascheres Strömen des Blutes zu veranlassen, das sich an der zarten Haut der Backen deutlich offenbart. Diese merkwürdige Erscheinung ist oft mit Zittern der Glieder, gesteigerter Herztätigkeit, Ohrensausen, Frösteln und nervöser Erregung verbunden. Frauen erröten viel häufiger und leichter als Männer, weil sie erregbarer und sensibler sind als das „stärkere“ Geschlecht. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß kurzsichtige Mädchen leichter rot werden, wenn sie keine Augengläser tragen, als wenn sie welche aufhaben. Sehr junge Kinder erröten selten. Das Rotwerden tritt erst in der Lebenszeit auf, in der der Mensch eine Bewußtheit seiner Empfindungen erlangt. Mit den jungen Damen, die gerade das Backfischalter verlassen haben, ist für uns die Gewohnheit des Errötens verknüpft. Tritt der junge Mensch ins Leben, so macht er diese ersten Schritte zaghaft, scheu und unsicher. Es ist das Alter, in dem man sich unbewußt beständig fragt: „Wie sehe ich aus?“; „was mache ich für einen Eindruck?“, und damit ist natürlich bei nervös veranlagten eine gewisse ständige Erregung oder zum mindesten leichte Erregbarkeit verbunden. Diese Unsicherheit und Schüchternheit treibt das Blut in die Wangen, und das errötende Mädchen, das weiß, daß es mit der warmen Blutwelle seine Verlegenheit verrät, errötet stärker, weil es errötet. In dieser Lebenszeit errötet auch das männliche Geschlecht am häufigsten, wenn es von dem weiblichen zur Zielscheibe des Spottes genommen wird. Die erste Liebe ruft in den jungen Herzen einen solchen Aufruhr der Gefühle hervor, daß auch das körperliche Gleichmaß gestört ist, und mancher Jüngling errötet zum erstenmal, wenn er zum erstenmal in Amors Netze fällt. Ungewöhnlich starkes Erröten ist das Zeichen starker Nervosität und kann häufig das Anzeichen schwerer innerlicher Konflikte sein.

Bunte Chronik

*** Die japanischen 11 Gebote der Braut.** An ihrem Hochzeitstage erhält die Japanerin 11 Gebote, die ihr von ihrer Mutter feierlich eingeprägt werden und die sie unverbrüchlich befolgen muß, um eine glückliche Ehe zu führen. Diese Verhaltungsmaßregeln haben sich seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und werden noch heute von allen japanischen Ehefrauen beherzigt, die der alten Überlieferung treu bleiben. Die 11 Gebote der Mutter an die Braut lauten: „In dem Augenblick, wo du verheiratet bist, bist du nicht länger meine Tochter. Deshalb mußt du nun deinen Schwiegereltern ebenso gehorchen, wie du bisher Vater und Mutter gehorcht hast. — Wenn du verheiratet bist, so wird dein Mann dein einziger Herr sein. Sei gefügig und bescheiden gegen ihn, Gehorsam gegen den Gatten ist die edelste Tugend der Frau. — Denke stets daran, daß du zu deiner Schwiegermutter freundlich sein mußt. — Sei niemals eifersüchtig. Eifersucht wird die Liebe deines Mannes zu dir töten. — Werde niemals zornig, selbst wenn dein Mann dir Unrecht tut. Höre dir geduldig seine Reden an, und wenn er sich beruhigt hat, sprich freundlich zu ihm. — Rede nicht viel. Sage nie etwas Übles von deinen Nachbarn. Lüge nie. — Befrage niemals Wahrsager. — Sei sparsam in deinem Haushalt und verwende auf ihn die größte Sorgfalt. — Prahle niemals mit dem Rang oder dem Reichtum deines Mannes. — Erwähne niemals deinen eigenen Reichtum in Gegenwart der Verwandten deines Mannes. — Wähle dir deine Gesellschaft nicht unter zu jungen Menschen, auch wenn du selbst jung bist. — Sei stets sauber und bescheiden angezogen. Trage niemals Gewänder in zu leuchtenden Farben.“

*

*** Unmöglich.** Der englische Abgeordnete Sir H. W. Lucy erzählt in seinen soeben erschienenen Parlamentserinnerungen ein Geschichtchen von den letzten Wahlen. Ein Abgeordneter hielt in Yorkshire eine Wahlrede und wurde beständig von einem politischen Gegner unterbrochen und angegriffen. Er nahm die Anzapfungen des anderen mit gutem Humor auf, wollte aber schließlich einen Trumpf ausspielen und sagte: „Nun werde ich aber etwas über die Regierung mitteilen, bei dem meinem Herrn Gegner die Haare zu Berge stehen werden.“ „Wieder falsch,“ rief der unerschütterliche Opponent, indem er seinen Hut abnahm und eine Glatze, blank wie eine Billardkugel, enthüllte, „das ist unmöglich!“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg